

Der Kopf bleibt prüfungsrelevant

Die akademische Hausarbeit ist in Zeiten Künstlicher Intelligenz nicht tot. Sie ist unbequemer geworden. Für die Lehrenden, aber auch für die Studenten. Replik auf Anna Wolter.

Von Carola Jungwirth

Ich habe gerade neunzehn Essays in einem Master-Kurs zum Personalmanagement gelesen und korrigiert. Die Studenten durften Systeme der Künstlichen Intelligenz verwenden, mussten dies aber transparent erklären: Recherche, Ideengenerierung, Strukturierung, Formulierung, sprachliche Überarbeitung. Die Erwartung war nicht, dass sie ohne digitale Hilfsmittel schreiben, sondern dass sie mit ihnen wissenschaftlich verantwortlich umgehen.

Das Ergebnis war bemerkenswert unspektakulär. Die Noten schwankten im normalen Bereich zwischen 1,3 und 3,7. Es gab präzise Thesen und unpräzise Thesen, tragfähige Kausalketten und bloße Themenankündigungen, souveräne Theorieverbindungen und eher additive Zusammenstellungen. Kurz: Es gab genau das, was es auch vor ChatGPT gab – nur sprachlich glatter, orthographisch sauberer und in der Oberfläche professioneller.

Das ist für die gegenwärtige Debatte nicht trivial. Die gängige Sorge lautet, KI mache studentische Eigenleistung unsichtbar, wie eine Literaturprofessorin unter dem Pseudonym Anna Wolter in der F.A.Z. vom 29. Mai eindringlich beschrieben hat. Meine jüngste Erfahrung spricht dagegen. Sichtbar bleibt sie sehr wohl – allerdings an anderen Stellen als früher. In dem Kurs ging es um Führungstheorien. Die Studenten sollten zeigen, wie problematische Zielvorgaben der Führungsebene zu einer Schiefelage des gesamten Unternehmens führen konnten. Die Aufgabe lautete nicht: „Schreiben Sie etwas über Führung und Ethik.“ Sie verlangte eine klare These dazu, ob und wie ein spezifischer Ansatz – etwa Leader-Member Exchange, transformationale, authentische oder Servant Leadership – empfundene Ungerechtigkeit, Verantwortungsdiffusion, Leistungsdruck oder schrittweise Eskalation verstärken oder begrenzen kann.

Entscheidend war nicht die Wiedergabe von Literatur, sondern die Identifikation dessen, was eigentlich zu tun ist. Genau hier hilft Künstliche Intelligenz nur begrenzt. Sie kann Formulierungen verbessern, Gliederungsvarianten vorschlagen, Zusammenhänge plausibilisieren und theoretische Verbindungen anbieten. Aber sie entlastet nicht von der wissenschaftlichen Verantwortung, zu prüfen, ob diese Verbindung im konkreten Fall trägt.

Eine sehr starke Arbeit führte die Kette deutlich: Differenzierung durch Führungskräfte in In-Group und Out-Group erzeugt einen starken Zusammenhalt; dieser Zusammenhalt kann Konformitätsdruck erzeugen; Konformitätsdruck unterdrückt Widerspruch; das Ausbleiben von Widerspruch erleichtert eine schrittweise Verschiebung moralischer Standards. Das ist keine bloße KI-Flüssigkeit, sondern eine rekonstruierbare Argumentation – mit Kausalrichtung, Begrenzung und benanntem Mechanismus. Der schwächere Reflex hätte nur gelaute: Der Leader-Member-Exchange kann problematische Praktiken fördern. Das wäre zu allgemein.

Auch schwächere Arbeiten waren erkennbar. Sie nannten relevante Begriffe, verbanden diese aber nur lose. Ein Führungsansatz könne gefährliche Gruppen und toxische Führung begünstigen – ohne zu zeigen, durch welchen Mechanismus. Andere formulierten eine „sowohl als auch“-These: Transformationale Führung könne problematische Praktiken begrenzen, aber auch verstärken. Das ist nicht falsch, aber als These schwächer, wenn die Bedingung der jeweiligen Wirkung unklar bleibt. Gerade dort wurde sichtbar, dass sprachliche Qualität und argumentative Qualität nicht dasselbe sind.

Das ist vielleicht die wichtigste Verschiebung. Früher habe ich stärker an der Oberfläche bewertet: Präzision, Grammatik, Kohärenz im Satzbau. Heute sind viele Texte in dieser Hinsicht besser – weniger Tippfehler, weniger Brüche. Aber dadurch wird die Korrektur nicht einfacher. Im Gegenteil: Die eigentliche Bewertungsarbeit verlagert sich auf die Tiefenstruktur des Arguments. Stimmt die These? Ist

die Kausalrichtung plausibel? Ist der Mechanismus benannt oder nur behauptet? Wird ein Ansatz analysiert oder nur beschrieben? Wird die Aufgabenstellung beantwortet oder elegant umgangen?

Auch meine Aufgabenstellungen haben sich verändert. Vor wenigen Jahren hätte ich vier Zeilen formuliert; heute umfasst eine solche Aufgabe leicht eine ganze Seite. Ich zerlege sie in Teilanforderungen, ich verlange, dass die These früh formuliert wird, ich fordere, dass die Nutzung Künstlicher Intelligenz offengelegt und verantwortet wird. Das ist kein bürokratischer Überschuss, sondern eine didaktische Reaktion. Je leistungsfähiger die Werkzeuge, desto präziser muss die Aufgabe sein. „Diskutieren Sie Führung im Kontext organisationaler Skandale“ wäre eine Einladung zur generischen Textproduktion. Eine präzise Aufgabenstellung dagegen zwingt zur Entscheidung: Auswahl, Gewichtung, Abgrenzung, Begründung. Genau dort beginnt wissenschaftliches Denken.

Deshalb überzeugt mich die einfache Rückkehr zur Klausur nicht. Ich habe selbst darüber nachgedacht. Aufsätze werden heute häufig nicht mehr gelesen, sondern zusammengefasst; Texte nicht mehr langsam erschlossen, sondern in Stichpunkte zerlegt. Das ist ein reales Problem, auf das man mit geschlossenen Prüfungsformen reagieren kann, und in manchen Fächern wird das nötig sein. Aber nach der Durchsicht der neunzehn Arbeiten bin ich weniger sicher, dass der Rückzug aus der schriftlichen Hausarbeit der richtige Weg ist. Vielleicht ist gerade diese Form weiterhin wichtig – nicht trotz KI, sondern wegen KI.

Studenten müssen lernen, komplementär zu KI ihren eigenen Weg durch eine komplexe Fragestellung zu finden. Sie müssen lernen, dass ein plausibel klingender Text noch keine wissenschaftliche Argumentation ist; dass eine These kein Thema ist, sondern eine begründbare Aussage mit Kausalrichtung; dass Theorie kein Ornament ist, sondern ein Instrument zur Erklärung. Die Herausforderung liegt nicht darin, KI aus der Lehre herauszuhalten – das würde nur heimliche Nutzung fördern und die entscheidende Kompetenz ausblenden: die Beurteilung von KI-Ergebnissen. Unsere Studenten werden nicht in eine Welt entlassen, in der sie ohne KI arbeiten, sondern in eine, in der sie KI nutzen müssen, was KI nicht verlässlich kann: Probleme präzise fassen, Relevanz beurteilen, Argumente verantworten, Grenzen der eigenen Aussage erkennen.

Das verlangt auch von uns Lehrenden mehr. Wir müssen bessere Aufgaben stellen, genauer korrigieren, schärfer zwischen sprachlicher Glätte und argumentativer Substanz unterscheiden – und zeigen, dass KI ein Komplement geistiger Leistung sein kann, nicht deren Ersatz. Das ist mühsam und erhöht zunächst den Aufwand. Aber es führt nicht zwangsläufig in den Verlust akademischer Leistung. In meinem jüngsten Kurs blieben die Arbeiten trotz erlaubter Nutzung Künstlicher Intelligenz hoch individuell – weil die Studierenden ihren eigenen Kopf einsetzen mussten, um die Ergebnisse zu prüfen und zu verantworten, und weil ich meinen einsetzen musste, um genau das zu bewerten.

Das gilt nicht für jede Prüfungsform und nicht für jedes Fach in gleicher Weise. Aber für analytische Essays mit präziser Aufgabenstellung spricht vieles dafür, dass Eigenleistung weiterhin sichtbar bleibt. In Sachen Künstliche Intelligenz und Lehre bin ich deshalb zuversichtlicher als noch vor einem halben Jahr. Nicht, weil das Problem gelöst wäre, sondern weil sich zeigt: Eigenleistung verschwindet nicht automatisch. Sie verändert ihren Ort. Sie liegt weniger im fehlerfreien Satz und stärker in der intellektuellen Architektur des Textes. Wer das prüfen will, muss genauer hinsehen. Aber man kann es sehen.

Carola Jungwirth lehrt Wirtschaftswissenschaften an der Universität Passau.



Marilyn Monroe in einer Aufnahme aus der berühmten Serie „The Swimming Pool Sitting“ von Milton H. Greene im Jahr 1955.

Foto: Milton H. Greene

Zeit für Hochachtung statt Mitleid

Marilyn Monroe wurde lange als Opfer manipulativer Männer dargestellt.

Eine Ausstellung in London zeigt, dass sie viel mehr war. Von Eva Ladipo, London

Fotografen sind normalerweise wortkarg. Das Einfangen und den Ausdruck von Gefühlen überlassen sie der Kamera. Dahinter bleiben sie schweigsam, lauernd, distanziert. Sie sind Jäger und Sammler, keine Poeten. Doch wenn Marilyn Monroe vor ihre Linse trat, schien es um die Contenance der Profis geschehen.

Sie verehrten das junge Model schon, als sie noch Norma Jean hieß und noch lange nicht berühmt war. Der amerikanische Fotograf André De Dienes beschrieb sein erstes Shooting mit den Worten: „Es war, als sei ein Wunder geschehen. Norma Jean schien ein Engel zu sein. Ein paar Momente lang konnte ich es nicht fassen.“ Auch der britische Starfotograf Cecil Beaton, der schon alles gesehen hatte, geriet in fachfremde Schwärmerei, verglich sie mit dem „silbernen Regen einer Vesuv-Eruption“ und einem „übernatürlichen Genie“. Nur die Fotografin Eve Arnold schien als eine der wenigen Frauen in der Zunft zu begreifen, wie viel Handwerk hinter Monroes Sinnlichkeit steckte: „Ich kannte niemanden, der auch nur annähernd so gut darin war, sowohl den Fotografen als auch die Kamera zu benutzen.“

Die Zitate stammen aus der Ausstellung „Marilyn Monroe: A Portrait“, die bis September in der Londoner National Portrait Gallery zu sehen ist. Es ist eine Schau, die anlässlich ihres hundertsten Geburtstags das Andenken an die Schauspielerin auf leise, kaum merkbare und deshalb sehr kluge Weise korrigiert.

Marilyn wird zwar auch hier als Lustobjekt gezeigt. Natürlich wird sie das! Anders wäre ihre Geschichte schließlich nur halb erzählt. Sie wälzt sich lasziv als Pin-up mit nackten Brustwarzen auf rotem Samt. Doch neben diesen frühen Nacktaufnahmen, die den Erfolg der ersten Ausgabe des „Playboy“ garantieren, steht das unperfekte, ungeschickte Foto von Marilyn Monroe aus dem Jahr 1953. Um Fotos, die ihr nicht gefielen, ein für alle Mal unbrauchbar zu machen, benutzte sie nicht nur Textmarker, sondern auch Haarnadeln.

Man erfährt, dass es Marilyn Monroe war, die die Fotografen aussuchte – nicht umgekehrt. Sie war es, die ihren blonden Look mit dem Schlafzimmerblick entwi-

ckelte und über Jahre mit einem Make-up-Künstler perfektionierte. Sie war es, die kontrollierte, welche Bilder veröffentlicht wurden. Und sie war es, die kurz vor ihrem Tod drei legendäre Shootings organisierte, die jeweils an Lebenslust kaum zu überbieten waren. Für Lawrence Schiller zog sie sich ganz aus. Nicht weil er es wollte, sondern weil sie vorhatte, damit ihre Konkurrentin Elizabeth Tay-



Keck: Marilyn Monroe, 1962, aufgenommen von Allan Grant

Foto: Allan Grant

lor auszusteichen. Die Fotos durften nur unter der Bedingung veröffentlicht werden, dass Taylor mit keinem Wort in der Zeitschrift erwähnt wurde. Und so setzte sich Stück für Stück ein Bild von Marilyn Monroe zusammen, das größer, fähiger und wesentlich beeindruckender ist als die Opferrolle, die ihr viel zu lange und viel zu ausschließlich zugeschrieben worden ist.

Sicher: Sie war auch Opfer. Marilyn Monroe litt unter Einsamkeit und gescheiterten Ehen, sie war als vaterloses Mädchen von der überforderten Mutter verlassen worden, sie nahm zu viele Tabletten und trank zu viel Alkohol, sie hatte Fehlgeburten, Depression, Endometriose und Angstzustände. Doch es ist nicht nur falsch, sie auf diese Leiden zu reduzieren, sondern auch herablassend. Die Autorin Joan Didion bezeichnete das aufdringliche

Interesse an Monroes privatem Unglück schon kurz nach ihrem Tod als „aggressiv“.

Mitleid ist nämlich nicht unschuldig. Mitleid verniedlicht, verkleinert, verzerrt und verdirbt. Mitleid versucht, eine große Künstlerin in eine leichter zu fassende und normal Sterbliche zu verwandeln, deren Schwächen die sagenhaften Stärken überschatten.

Männer bleiben davon weitgehend verschont. Männliche Künstler werden für ihr Werk gefeiert und bewundert, statt für den hohen Preis, den sie dafür zahlen, bemitleidet. Künstlerinnen gegenüber aber hat diese subtile Art der Schadenfreude Tradition. Hollywood hat im vergangenen Jahrzehnt zahlreiche Biographien verfilmt, in denen weibliche Stars wie Judy Garland, Amy Winehouse oder Maria Callas zu tragischen Wracks reduziert wurden. Marilyn Monroes Biopic aus dem Jahr 2022 ist vielleicht das schlimmste Beispiel dieser Horror-Reihe: „Blonde“ stellt sie als naive, hilflose, kindische Puppe dar, die sich nunstom vom Schicksal und von Männern beuteln lässt.

Dabei stimmt es zwar, dass Monroe von mächtigen Männern missbraucht wurde. Aber es stimmt auch, dass sie verstand, deren Einfluss für ihre Zwecke zu nutzen, sich nicht unterkriegen zu lassen und es in Hollywood von ganz unten im Waisenhaus nach ganz oben als unsterblich strahlender Star zu schaffen. In dem Essay „Wolves I have known“ („Wölfe, die ich kannte“) rechnete sie schon im Jahr 1953 in bester MeToo-Manier auf lässige und lustige Weise mit notgeilen Filmschaffenden ab. „Wenn man mit dem geboren ist, was die Welt als Sexappeal bezeichnet“, gab Monroe zu Protokoll, „kann man sich entweder davon zerstören lassen oder es im harten Kampf des Showbusiness zu seinem Vorteil nutzen.“

Die Londoner Ausstellung spart diesen harten Kampf nicht aus. Doch glücklicherweise betont sie den Triumph, den Monroe als Darstellerin, als Regisseurin des eigenen Image und als Geschäftsfrau davontrug. Ihre Karriere dauerte kaum länger als ein Jahrzehnt. Doch ihr unfassbares Showtalent, ihre Energie, ihre Schönheit, ihre Klugheit, ihre Durchsetzungsstärke und ihr Witz haben sie unsterblich gemacht.

Marilyn Monroe: A Portrait. National Portrait Gallery, London; bis 6. September. Der Katalog kostet 40 Pfund.



KI-Koller

Von Thomas Thiel

Abschlussreden an amerikanischen Universitäten sind normalerweise ein Schaubild der Zuversicht. Ein berühmter Gast aus Politik, Wirtschaft oder Showbiz erzählt Anekdoten aus seinem Leben, verrät sein Erfolgsgeheimnis und fordert die Zuhörer auf, ihren Traum zu leben. Der Rede von Steve Jobs an der Stanford-Universität folgten vor Jahren Millionen euphorisierter Zuschauer auf diversen Medienkanälen. Als Eric Schmidt neulich an der Arizona University sprach, ertotete er dagegen Buhrufe. Der ehemalige Google-Manager hatte gerade begonnen, die Segnungen der Künstlichen Intelligenz zu preisen, stockte einen Moment, lachte ungläubig, nahm einen neuen Anlauf, aber der Protest hörte nicht auf. Als die Managerin Gloria Caulfield an der University of Central Florida die nächste industrielle Revolution der KI ankündigte, kam eine ganze Welle von Buhrufen zurück, und als der Musikmanager Scott Borchetta an der Middle Tennessee State University sagte, die KI sei ein nur ein Werkzeug, mit dem man umgehen müsse, war es nicht viel anders. Die Hochschulabsolventen sehen in der Künstlichen Intelligenz keinen hilfreichen Diener, sondern einen Jobkiller, der ihnen die Zukunft raubt. Nur knapp ein Fünftel der amerikanischen Jugendlichen bewerten die KI, die sie routiniert für Seminararbeiten und vieles andere mehr verwenden, laut einer Umfrage positiv. Die erste Welle des beschäftigungslosen Wachstums rollt gerade durch die Vereinigten Staaten und wirft die Frage auf, welches Studium noch KI-sicher ist. Die Schauspielerei jedenfalls nicht. Reese Witherspoon ertotete einen Proteststurm, als sie verkündete, es sei Zeit, Künstliche Intelligenz zu umarmen. Auch Taxifahrer ist keine Exit-Option mehr, wenn Autos führerlos durch die Straßen gleiten. Dass sich ausgerechnet in der jungen Generation, die neue Medien sonst schnell aufgreift, Technikskeptis breit macht, markiert eine Wende. Die Vertreter der Tech-Branche, gewohnt wie Popstars gefeiert zu werden, überlegen sich mittlerweile vor ihrem Universitätsbesuch, wie sie auf möglichen Protest reagieren. Die Digitalisierung soll weltweit die Demokratie an die Macht bringen, ließ es einmal, und uns von den Fesseln der Hierarchie befreien. Alle dürfen mitmachen. Jetzt sieht es so aus, als würden ein paar Wenige den Gewinn einstreichen, während darunter ein Freizeitpark für Menschen entsteht, die sich den Eintritt nicht leisten können. Zumindest hört man wenig darüber, welche neuen Jobs denn nun genau an die Stelle der ausgerangierten treten sollen. Der Bedarf an Prompt-Ingenieuren und Mensch-Maschinen-Koordinatoren dürfte überschaubar sein. Man kann verstehen, dass sich die Studenten die hohlen Phrasen nicht mehr bieten lassen. Die Redner sollten ihnen lieber erklären, wozu man sie in Zukunft noch braucht.

Bilder und Zeiten im E-Paper



Astrid Kaminski: Der griechische Nationalmythos von Missolonghi wird heute kritisch hinterfragt

Yelizaveta Landenberger: Ein Besuch im Atelier der ukrainischen Künstlerin Dana Kavelina

Fridtjof Küchemann: Christian Ewalds Leben für die Bücher

Daniel Damler: Wie geistiges Eigentum entstand
www.faz.net/
bilder-zeiten



Im Kreislauf des Misstrauens

Hochschulprüfungen im KI-Zeitalter sind für Dozenten der reinste Irrsinn. Ein Erfahrungsbericht.

Von Anna Wolter

Am Anfang war die *déformation professionnelle*. Je länger ich an der Universität tätig war, desto häufiger musste ich feststellen, dass Hausarbeiten plagiiert wurden, und desto sicherer wurde mein Blick für schlecht kaschierte Fälschungen. Gute Studenten waren stets auch kluge Fälscher. Sie entzogen sich von Beginn an der Entdeckung. Der Nachweis von Plagiaten jedoch blieb mühsam. Mit etwas Glück kannte man den wissenschaftlichen Text, aus dem zitiert worden war, weil man ihn selbst in der Lehre verwendet hatte. Dann allerdings mussten die Studenten schon auffallend ungeschickt vorgegangen sein. In allen anderen Fällen führte der Weg in die Universitätsbibliothek, wo man eigenhändig nach den Quellen suchte. Das kostete Zeit und Nerven, hatte aber bisweilen auch einen unerwarteten Gewinn: Man stieß auf spannende Aufsätze und Monografien, die einem sonst entgangen wären. Gleichwohl fühlte man sich bisweilen wie ein offizieller Mitarbeiter eines Überwachungsstaates. Der Ärger über den Betrug war groß, die Kränkung spürbar – und zugleich regte sich der Teilzeit-Sherlock Holmes, der am Ende eines schwierigen Falls die Aufklärung als Belohnung sucht.

Mit dem Aufkommen des Internets wurden die Karten neu gemischt. Für uns Lehrende wurde es deutlich einfacher, Fälschungen nachzuweisen: Ein paar eingebaute Sätze in eine Suchmaschine genühten oft. Doch auch hier waren uns die findigeren Studenten einen Schritt voraus. Sie paraphrasierten übernommene Passagen oder ließen sie online umformulieren. Eine Zeit lang stellte sich ein fragiles Gleichgewicht ein.

Dann kam die KI. Und es wäre untertrieben zu sagen, die Karten seien erneut gemischt worden. Vielmehr hat sich das Spiel selbst verändert. Studenten erscheinen in der Sprechstunde, kündigen ambitionierte Themen an – etwa zu Allianzen in Shakespeares „Macbeth“ –, stellen einige höfliche, aber letztlich unverbindliche Fragen und verschwinden wieder. Wenig später generiert eine KI auf Knopfdruck eine fertige Hausarbeit. Die besonders Umsichtigen überarbeiten den Text noch, fügen kleine Ungenauigkeiten ein, um Authentizität zu simulieren. So liegen mir Arbeiten von Studenten vor, die im Seminar kaum einen korrekten englischen Satz formulieren können, deren schriftliche Ausführungen jedoch plötzlich Harvard-Niveau erreichen. Der entscheidende Unterschied zu früher: Ich kann nichts mehr nachweisen. Die Freude am Lesen dieser Hausarbeiten, am intellektuellen Austausch mit den Texten und ihren Verfassern, ist nahezu erloschen.

Eine Kollegin berichtete kürzlich von einem Studenten, dem sie ein anspruchsvolles, ihn offenbar faszinierendes Thema gestellt hatte. 24 Stunden später lag eine makellose Arbeit auf ihrem Schreibtisch. Sie behielt ihre Bedenken für sich; als sie ihm jedoch erklärte, die Korrektur werde Zeit in Anspruch nehmen, reagierte er überrascht – er war davon ausgegangen, auch die Bewertung erfolge automatisiert. Willkommen im geschlossenen System.

Weitergabe des Unwissens

Nach über zwanzig Jahren in der Lehre frage ich mich selbstkritisch, was diese Erfahrungen mit mir gemacht haben. Früher begegneten mir die üblichen Ausreden: die sterbende Großmutter, der vom Auto angefahrne Hund, der verstaubte Fuß. Heute sind sie kaum noch nötig. Doch allein die Tatsache, dass ich sie schon reflexhaft als „Ausreden“ bezeichne, zeigt, wie sehr mein Misstrauen gewachsen ist. Vielleicht ist die Oma ja wirklich totkrank und der arme Hund musste eiligst in die Tierklinik. Besonders deutlich wurde mir das, als ich die brillante Hausarbeit eines sonst sehr zurückhaltenden Studenten erhielt. So sicher war ich mir, ein KI-Produkt vor mir zu haben, dass ich ihn in die Sprechstunde bat und ihn eine komplexe Passage erläutern ließ. Was folgte, war sein ebenso begeisterter wie kenntnisreicher Monolog – und für mich ein Moment der Beschämung. Innerlich hatte ich ihn bereits verurteilt. Ehrlich gesagt, ertappe ich mich oft dabei, in jeder herausragenden Arbeit eher die Leistung von KI zu sehen als die von Studenten aus Fleisch und Blut. Ich weiß, dass ich meine Unvoreingenommenheit und mein Vertrauen verloren habe, und das macht mich unruhig.

Besonders bedrückend sind jene Fälle, in denen Studenten sich selbst scha-

den. Kürzlich begegnete mir eine Studentin, die sich über viele Semester hinweg mit Hilfe digitaler Werkzeuge durch das Studium laviert hatte. Ihre schriftlichen Leistungen waren durchweg gut bis sehr gut, mündliche Prüfungen bestanden sie jedoch nur knapp, oft erst nach mehrfachen Wiederholungen. Offensichtlich hatte sie ihre Studienplanung gezielt so gestaltet, dass sie Klausuren möglichst vermied. In den wenigen unausweichlichen mündlichen Prüfungen, so berichteten Kollegen, griff sie regelmäßig zu emotionalen Entlastungsstrategien: sterbende Familienmitglieder, Traumatisierungen, schreckliche Erfahrungen, die Hiob aus der Bibel weit in den Schatten stellen.

Nun liegt ihre Staatsexamensklausur vor mir, geschrieben ohne Hilfsmittel. Das Ergebnis ist erschütternd: elementare Fehler im Englischen, unsichere Grammatik, ein äußerst begrenztes Ausdrucksvermögen, so gut wie kein Kontext- und Hintergrundwissen. Es ist schon ihr zweites Nichtbestehen. Um meiner eigenen möglichen Voreingenommenheit zu begegnen, habe ich die Arbeit nicht nur zweit-, sondern auch drittkorrigieren lassen. Die Studentin ist mir sympathisch, sie ist zugewandt und humorvoll. Ich zweifle selbst an meinem Urteil. Realistisch betrachtet wird sie die fehlenden Kompetenzen in einem Semester bis zum nächsten, dem letzten Versuch nicht aufholen können. Sie wird voraussichtlich wieder scheitern und Jahre ihres Lebens verlieren.

Zugleich hat dieser Fall eine größere Dimension: Sie studiert auf Lehramt. Ihr Nichtwissen würde sich fortpflanzen, würde in zukünftigen Klassenzimmern vervielfältigt werden. Da empfinde ich ein fast übermächtiges Verantwortungsgefühl gegenüber kommenden Generationen.

Vom Endprodukt zum Denkprozess

Ich würde diesen Text gern mit einer positiven Perspektive schließen. Doch ich sehe derzeit keine. Ich weiß nicht, wie wir in meinem Fach, angloamerikanische Literaturwissenschaft, unter den Bedingungen von KI Leistung verlässlich erkennen und bewerten sollen. Einige Kollegen integrieren KI in Lehre und Prüfung – ein sinnvoller Ansatz, gewiss, der jedoch neue Formen des Missbrauchs (und damit Misstrauens) nicht ausschließt. Ebenso wenig überzeugt mich die Haltung jener, die sich resigniert zurückziehen und auf die verbleibenden Jahre bis zur Pension verweisen.

Gewiss: KI erleichtert das Korrigieren. Man könnte zynisch versucht sein, ein pauschales „sehr gut“ zu vergeben, auf differenzierte Rückmeldungen zu verzichten, den dialogischen Charakter des Schreibens aufzugeben – jene Randbemerkungen, die einst den eigentlichen Kern akademischer Lehre ausmachten: „Lässt sich das auch anders denken?“ oder „Ein interessanter Gedanke – bitte führen Sie ihn aus.“

Ich würde diesen Text gern mit einer klaren Antwort beenden. Die habe ich nicht. Aber vielleicht liegt der Fehler schon in der Frage. Solange wir versuchen, mit immer neuen Mitteln Täuschung aufzudecken, werden wir den technischen Entwicklungen stets hinterherlaufen. Vielleicht geht es weniger darum, Betrug zu verhindern, als darum, Formen des Prüfens zu finden, in denen sich Eigenleistung überhaupt noch zeigen muss.

Das könnte bedeuten, stärker auf Prozesse statt nur auf Produkte zu schauen: auf Zwischenschritte, auf Gespräche, auf das gemeinsame Denken im Seminarraum. Es könnte bedeuten, schriftliche Arbeiten enger mit mündlichen Elementen zu verzahnen, spontane Vertiefungen einzufordern, Argumente im direkten Austausch zu erproben. Nicht weil mündliche Prüfungen per se gerechter wären, sondern weil sie schwerer zu delegieren sind. Wie man das allerdings in einer vollgepackten Vorlesung umsetzen soll, weiß wahrscheinlich auch nur ChatGPT. Ich jedenfalls nicht.

Und vielleicht verlangt die Situation auch eine unbequeme Ehrlichkeit: dass wir akzeptieren, dass Texte künftig oft die Oma ja wirklich totkrank und der arme Hund musste eiligst in die Tierklinik. Besonders deutlich wurde mir das, als ich die brillante Hausarbeit eines sonst sehr zurückhaltenden Studenten erhielt. So sicher war ich mir, ein KI-Produkt vor mir zu haben, dass ich ihn in die Sprechstunde bat und ihn eine komplexe Passage erläutern ließ. Was folgte, war sein ebenso begeisterter wie kenntnisreicher Monolog – und für mich ein Moment der Beschämung. Innerlich hatte ich ihn bereits verurteilt. Ehrlich gesagt, ertappe ich mich oft dabei, in jeder herausragenden Arbeit eher die Leistung von KI zu sehen als die von Studenten aus Fleisch und Blut. Ich weiß, dass ich meine Unvoreingenommenheit und mein Vertrauen verloren habe, und das macht mich unruhig.

Besonders bedrückend sind jene Fälle, in denen Studenten sich selbst scha-

Die Autorin schrieb den Beitrag aus rechtlichen Gründen unter Pseudonym.

Die Antwort ist: Liebe

Wie man einem etwas sagt, ohne es ihm zu sagen:

Eine Ausstellung im Romantikmuseum zeigt bewegliche Grußkarten aus der Zeit um 1800. Und ermöglicht uns so einen Blick in eine faszinierende Zeit.

Was hält länger, ein Rosenstrauch oder ein starkes Gefühl? Die junge Frau im wallenden Gewand, das sie hinter Tüchern und Falten fast versteckt, verspricht jedenfalls, dass sie in emotionaler Hinsicht beständiger als die Natur ist: „Die Quelle verrinnt, die Blume verblüht, / Doch nie das Gefühl, das im Busen mir glüht“, steht neben dem Bild, das sie zart lächelnd vor einem Wasserlauf und einem Bund mit Rosen zeigt.

Das ist zunächst eine Behauptung. Wer wissen will, ob sie es ernst meint, macht die Probe, indem er an einer Lasche zieht, die unten aus dem etwa postkartengroßen Bild ragt. Denn damit ändert sich die Szenerie: Die Quelle verschwindet, der Strauch ist schlagartig von allen Blüten befreit. Die junge Frau aber zieht aus dem Inneren ihres Kostüms ein weiteres Tuch mit der Aufschrift: „Ihre Freundin zu seyn“.

Ob es das ist, was sich erwartet, wer diese Karte, entstanden um 1830 im Nürnberger Verlag von G. N. Renner, empfangen hat? Oder ist umgekehrt diese Offenbarung in ihrem Wortlaut gerade noch an der Grenze des Schicklichen, was das Verhältnis der Senderin zum Empfänger – oder der Empfängerin – betrifft? Ist es der Versuch, ein aufkommendes Liebesverhältnis zu befördern, oder geht es umgekehrt darum, einem stürmischen Verehrer, der sich von der geheimen Nachricht anderes erwartet hätte, behutsam zu signalisieren, dass seine Neigung nicht erwidert wird?

Karten wie diese waren ein fester Bestandteil der Geselligkeitskultur des achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhunderts. Sie wurden vor allem zu Neujahr gekauft und verschenkt. Besonders beliebt waren Karten, die durch einen Mechanismus eine jeweils zunächst verborgene Ansicht offenbaren: durch Ziehen an einer Lasche oder einem Bestandteil des Bildes, durch Anheben einer kunstvoll zerschnittenen Papierscheit, durch das Halten der transparenten Karte gegen das Licht und dergleichen mehr.

Im Romantikmuseum in Frankfurt ist nun eine Sonderausstellung zu sehen, die solchen historischen Grußkarten gewidmet ist. Sie verdankt sich der reichen Sammlung von Andreas Dietzel, der sie über lange Zeit zusammengetragen und 2025 dem Museum geschenkt hat. Ein doppelter Glücksfall: Zur Großzügigkeit des Sammlers, der mit der Schenkung für einen dauerhaften Erhalt der Karten ebenso sorgt wie für die Möglichkeit, sie langfristig zu erforschen, kommt als Voraussetzung, dass sich die fragilen und für den Gebrauch gemachten Papierkunstwerke überhaupt erhalten haben.

Dass jedenfalls die Mechanismen für den Wechsel zwischen den Bildern oft kompliziert und störanfällig sind, zeigt die Ausstellung an einigen Beispielen und in einem instruktiven Film, zu dem widmet sich ein Katalogbeitrag von Peter Rawert diesem Aspekt. Es ist die Voraussetzung dafür, dass die Verblüffung des Empfängers, auf den die Karten angelegt sind, überhaupt gelingt.

Für die Ausstellung und ihre Kuratoren Andreas Dietzel, Christiane Holm und Joachim Seng ist das keine kleine Herausforderung: Die empfindlichen Exponate müssen in Ruhe gelassen werden, während die Besucher, um das Erlebnis der früheren Empfänger nachzuvollziehen, eigentlich ständig an den brüchigen Laschen ziehen müssten. Das ist hier vorzüglich durch vergrößerte Abbildungen der verborgenen Zustände gelöst worden, und auch die Beleuchtung der insgesamt etwa 100 Exponate ist mit schonenden 50 Lux völlig ausreichend.

Umso aufmerksamer wird man verfolgen, welche Wirklichkeit die Karten einfangen und reflektieren, welche

Zeit, welche Gesellschaft und welche sozialen Rollen. Unter den Neujahrskarten sind solche, die von den Dienstboten an ihre Herrschaft übergeben wurden, wofür wahrscheinlich ein Geldgeschenk erwartet wurde, und auf denen das vorgefertigte vertrauliche „Du“ handschriftlich in ein „Sie“ verändert wurde, um der Herrschaft nicht zu nahe zu treten.

Andere loten die Grenzen des Sagbaren aus oder scheinen das zumindest in modernen Augen zu tun. Wenn etwa 1820 auf einer inhaltlich der Freundschaft gewidmeten Karte im zweiten Bild ein junger Jäger von einem zweiten umhalst wird, der deutlich androgyne Züge trägt, dann nimmt die Karte damit ein Thema auf, das auch die Literatur der Zeit beschäftigt: das Spannungsfeld von Freundschaft und Liebe zwischen jungen Männern, wie es etwa in den Romanen Hans Christian Andersens durchgespielt wird.

Was lässt sich mit Karten sagen, was sonst nicht so leicht gesagt werden kann oder darf? Auf einer von Conrad Riedel verlegten Karte aus dem Jahr 1817 steht ein Mädchen, vielleicht auch ein Junge mit langen blonden Haaren, an einem Baumstamm. Sie verdeckt eine Stelle mit der Hand. Darunter steht: „Ich kann es dir nicht sagen / Was mich vom Schlummer wecket / Verschone mich mit Fragen, / Sieh was die Hand bedeckt. / Ich sag es nicht verschone mich! – / O schau nicht hin! – ...“ Wer an der Lasche unter dem Bild zieht, sieht die Hand nach unten rutschen. Zum Vorschein kommt der Reim: „Ich liebe Dich.“

Schau hin, schau nicht hin, ich kann es nicht sagen, lies selbst: Die Karte soll eine komplizierte Gefühlssituation zwischen Verbergen und Aufdecken abbilden, aber sie bezieht auch auf raffinierte Weise den Empfänger oder die Empfängerin mit ein: Denn das Verdecken der verätherischen Inschrift durch die gezeichnete Hand wird durch die reale Hand, die an der Lasche zieht, aufgehoben. Diese schiebt sich ins Bild und greift ein, die Enthüllung gegen den geäußerten Willen auf der Karte – „O schau nicht hin!“ – ist ebenso deutlich sichtbar wie die Botschaft. Wer das Verborgene sichtbar macht, das gilt hier und auf den übrigen Karten auch, ist selbst schuld und muss mit den Folgen leben.

Tatsächlich geht es nicht um einzelne Exponate, auch wenn viele der hier gezeigten Karten schon für sich genommen erstaunlich und kunsthandwerklich beeindruckend sind. Es geht um die Ahnung einer längst vergangenen Gesellschaft, die uns die Ausstellung vermittelt, eines Rituals, das der Kommunikation dient und zwischen Gleichförmigkeit und Individualität pendelt und sich dabei als erstaunlich innovativ erweist.

Es ist nicht egal, ob man Karten zu Neujahr verteilt oder nicht, wem man sie schenkt und ob man die vorgegebene Beschriftung verändert, etwas streicht, etwas hinzufügt. Wie in jeder Mode kann die Karte, die im vergangenen Jahr noch überraschend und beliebt war, zwölf Monate später als Zeichen von Einfallslosigkeit erscheinen. Und dass auch im Bereich der Freundschafts- und Liebesgeständnisse allein die Sammlung Dietzel so viele Variationen aufweist, zeigt nur, dass auch hier die originellsten Varianten bald als angestaubt wahrgenommen wurden.

Wahrscheinlich ist das auch der Grund dafür, dass nach 1830 die Kartenflut deutlich abgenommen hat, während die nicht an den brüchigen gebundenen, vergleichsweise schlichten Visitenkarten bis heute hergestellt und verteilt werden.

Vergnügen durch Verwandlung: Bewegliche Glückwunschkarten aus der Romantik
Deutsches Romantikmuseum, Frankfurt; bis 6.9. Der vorzügliche Katalog kostet 24 Euro.



Wer den Taubenschlag öffnet, darf sich über Raubvögel nicht wundern: eine Grußkarte aus Nürnberg
Foto Alexander Paul Englert



Ihre Rente gehört ihr!

Wer Kinderlosen Rente kürzt, trifft: Frauen

Wer gibt, dem wird genommen. Nach diesem Prinzip könnte eine Reform unseres Rentensystems laufen, wollte man Kinderlosen die Rente kürzen. Sie zahlen als Berufstätige in die Kasse dasselbe (oder mehr) ein wie Menschen mit Kindern, bekommen aber weniger heraus. Entscheidend ist nicht mehr der persönliche Beitrag für das Umlagesystem, sondern der vermeintliche Makel, nicht für die nächste Generation von Beitragszahlern gesorgt zu haben. Damit vergälte der Staat die persönliche Lebensführung, benachteiligte ganze Gruppen und vor allem diejenigen, die bei der Rente ohnehin schlechter dastehen: die Frauen.

Bei Vergleichen zwischen Kinderhabenden und Kinderlosen werden nämlich regelmäßig nur die Frauen herangezogen, nicht die Männer. Mütter der Jahrgänge 1952 bis 1959 erhielten, schreibt das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) in einer Ende 2025 vorgestellten Studie, in Deutschland im Schnitt eine um 18 Prozent niedrigere Rente als kinderlose Frauen (F.A.Z. vom 28. Mai). Das ist der „Motherhood Pension Gap“. Das für unfair und gesellschaftspolitisch destruktiv zu halten, liegt nahe. Den „Gap“ durch die sogenannte Mütterrente auszugleichen, war gleichwohl politisch umkämpft. Durchgesetzt hat die Anrechnung von Erziehungszeiten mit jeweils zweieinhalb oder drei „Rentenpunkten“ pro Kind die Union, gegen heftige Widerstände von links, der FDP und aus der Wirtschaft. Zu der vom DIW vorgelegten Rechnung – bei der es um „fiktive“ Rentenansparungen auf der Grundlage eines Rentenalters von 60 Jahren geht – gehört aber auch, dass es den „Motherhood Pension Gap“ in Ostdeutschland nicht gibt. Im Gegenteil, dort haben Mütter gegenüber kinderlosen Frauen einen Rentenvorsprung von 20 Prozent, in Westdeutschland hingegen ist es ein Minus von 27 Prozent. Zu den Renten von Vätern und kinderlosen Männern sagt das DIW bei dieser Gelegenheit nichts. Bei ihnen findet die Forschung bislang nämlich keinen „Gap“. Der vorsichtig formulierte Befund von Experten lautet, dass Familienväter im Schnitt eher mehr verdienen als Männer ohne Kinder und entsprechend auch mehr Rente einstreichen.

Und über allem liegt der „Gender Pension Gap“, also der generelle Rentenunterschied zwischen Frauen und Männern, den das DIW bei den Jahrgängen 1952 bis 1959 auf 32 Prozent taxiert. Im Osten fällt er mit einem Minus von zehn Prozent für die Frauen wiederum deutlich geringer aus als im Westen mit minus 38 Prozent. Weniger Rente für Kinderlose hieße also: Weniger Rente für Männer ohne Kinder, die im Pensionistenalter im Schnitt schlechter dastehen als Väter, und noch weniger Rente für Frauen; für Frauen, die beim Rentenanspruch ohnehin weit hinter den Männern liegen, keine Kinder bekommen können oder wollen, dafür aber eventuell mit der neudeutsch „Care-Arbeit“ genannten Pflege der Elterngeneration beschäftigt sind oder die Betreuung von „Bonus-Kindern“, also Stiefkindern, unterstützen.

Das ist der Befund, den man sich beim Ruf nach „Gerechtigkeit“ und bei Reformideen wie der einer von allen mitfinanzierten „Kinderrente“ oder Kinderfreibeträgen bei der Rentenberechnung vor Augen halten sollte. Ein Ausgleich zwischen Eltern und Kinderlosen, wie es ihn bei den Beiträgen zur Pflegeversicherung schon gibt, würde bei der Rente die Geschlechterungerechtigkeit verschärfen. Den „Generationsvertrag“ rettet man auf diese Weise nicht. Dieser knüpft an eine Vorstellung von der Familie als Humankapitalindustrie an, die nur funktioniert, wenn es heißt: Habt Kinder und noch mehr Kinder – von denen man freilich gar nicht weiß, ob sie später die Rente der Älteren finanzieren oder dem Staat als Bürgergeldempfänger auf der Tasche liegen.

Dabei werden Frauen in die vomanzipatorische Hausmutterrolle zurückgedrängt, es sei denn man legt es gesellschaftspolitisch so an, wie die DDR es aus bekannten ideologischen Gründen tat, und nimmt die Kleinsten bald nach der Geburt in staatliche Obhut. Wer die Rente wirklich reformieren und dafür sorgen will, dass die Generationen U 40 nicht unter der Beitragslast zusammenbrechen, sollte sich etwas anderes einfallen lassen, als kinderlose Frauen zu schröpfen. Es würde damit beginnen, Frauen beim Lohn so zu behandeln wie Männer, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht als lästige Frauen- und Gedöns-Angelegenheit zu betrachten (eine Kopsache für Männer!), sondern endlich zu schaffen und sich beim Wahlkampfplöcker Renten-erhöhung zurückzuhalten. Könnte sein, dass es dann auch wieder mehr Kinder gibt. MICHAEL HANFELD